

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Sterne und Blumen. 1881-1925 1904**

39 (25.9.1904)

# Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Loupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

Nr. 39.

Sonntag, den 25. September.

1904.

## Die Forelle.

Autorisirte Uebersetzung von André Chenier. Deutsch von W. Thal.

Scholastika!“ — „Herr Sourdat!“ — „Ich lege Ihnen besonders die Forelle ans Herz; kochen Sie sie in kurzer Brühe; nehmen Sie Weißwein, Petersilie, Thymian, Lorbeerblätter, Knoblauch, namentlich Zwiebeln.“

„Seien Sie unbesorgt, es soll alles, wie Sie wünschen, gemacht werden.“ — „Nehmen Sie aber keinen Essig, nur eine kleine Scheibe Zitrone ... Um halb elf Uhr decken Sie den Tisch, und halten Sie das Frühstück pünktlich um elf Uhr bereit, nicht etwa elf Uhr fünf Minuten, punkt elf Uhr ... Verstanden?“

Nachdem Herr Sourdat, der Untersuchungsrichter am Gerichtshofe zu Marville, seiner Köchin diese letzten Befehle erteilt hatte, verließ er seine Wohnung und begab sich nach dem hinter der Präfektur gelegenen Gerichtsgebäude. Herr Sourdat war ein Junggeselle von fünfundvierzig Jahren und trotz seiner beginnenden Körperfülle doch flink auf den Beinen. Er war ein breitschulteriger, stämmiger Mann mit kurzgeschnittenen Haaren, hellgrauen, streng blickenden Augen und einer dröhnenden Stimme; kurz, eine von den Gestalten, von denen der Volksmund sagt: „Es ist mit ihnen nicht gut Kirschen essen.“ Nein, er war gerade nicht zart, der Herr Sourdat, und er rühmte sich dessen.

Er war streng und oft mißlaunig und behandelte seine Umgebung in der schroffsten Weise. Den Angeklagten gegenüber war er hart wie Stein, die Zeugen fuhr er an, und mit den Advokaten lag er im beständigen Streite; kurz, er war eine wahre Distel; wer mit ihm in Berührung kam, verbrannte sich die Finger. Man fürchtete ihn wie das Feuer, und er war ziemlich unbeliebt.

Und doch hatte dieser Mann eine schwache Seite; er war Feinschmecker bis zur Uebertreibung. In der kleinen, an der Grenze der belgischen Ardennen gelegenen Stadt, wo die Vergnügungen der Tafel die einzige Zerstreuung der Wohlhabenden bilden, waren diese Genüsse des Friedensrichters auf zehn Meilen im Umkreise bekannt. Wie man erzählt, aß er Fische nur, wenn sie vor Tagesanbruch gefangen wurden, weil er sich einredete, die Stille der Nacht und das Fehlen jeder Erregung mache das Fleisch zarter und schmackhafter. Dann ließ er auch Krebsse zuerst in einem Milchbade sieden, bevor er sie mit den sonst üblichen Zutaten

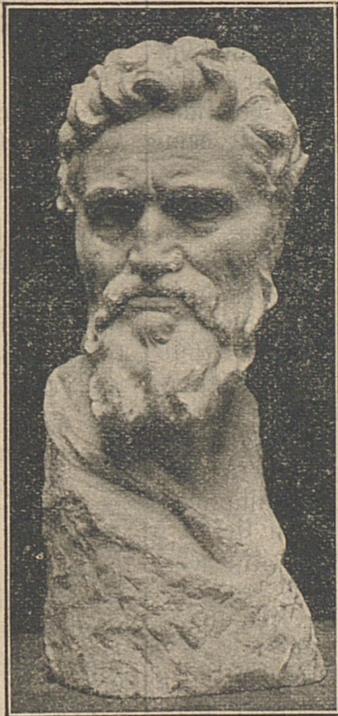
bereiten ließ. Das mache sie, behauptete er, ganz besonders schmackhaft und saftig.

An dem Tage, da er dieses Mittel seinem Freund, dem Bürgermeister, erzählte, konnte dieser würdige Herr sich nicht enthalten, zu erröten und die dicken Hände zum Himmel zu erheben, wobei er ausrief: „Zu viel, zu viel, Herr Sourdat! Gewiß ist es erlaubt, Speisen und Getränke mit Mäßigkeit zu verzehren und an ihnen Wohlgefallen zu finden, doch für eine solche übertriebene Neigung zu irdischen Dingen werden Sie dem lieben Gott Rechenschaft ablegen müssen ...“

Auf die Skrupel des Bürgermeisters antwortete der Beamte nur durch ein Lächeln. Das gehörte zu seinen boshaften Freuden, seinen würdigen Nachbar in Versuchung zu führen, und gerade heute erwartete er ihn in Gesellschaft des Aktuars zum Frühstück. Er hatte am gestrigen Abend eine zwei Pfund starke Lachsforelle bekommen. Die Forelle war sein Lieblingsfisch, und die Zubereitung dieses feinen Bissens hatte ihn während des ganzen Morgens in Anspruch genommen.

Die Forelle sollte kalt serviert werden, und längere Zeit brachte er damit zu, seiner Köchin die Vorzüge der kurzen Brühe vor den holländischen und Genfer Saucen auseinanderzusetzen. Er wiederholte sich seine Ausführungen sogar noch in seinem Amtszimmer, als er seine Robe angezogen und sich schon lebhaft mit seiner neuesten Untersuchung beschäftigte. Es handelte sich um eine große Kriminalangelegenheit, die den ganzen Gerichtshof in Bewegung setzte und deren einzelne hochdramatische Momente in seltsamem Widerspruch zu den angenehmen Erinnerungen des Untersuchungsrichters standen.

In der vorigen Woche hatte man bei Sonnenaufgang in einer Waldlichtung den Leichnam eines Feldhüters gefunden, der zweifellos erschossen und unter einen am Graben wachsenden Brombeerstrauch gelegt worden war. Man vermutete, das Verbrechen sei von einem auf der Tat ertappten Wilddieb begangen worden, aber bis jetzt hatte man noch nichts Genoues erfahren können, und die vernommenen Zeugen hatten die Sache nur noch verwickelter gemacht. Der Mord hatte in der Nähe eines Kohlenmeilers stattgefunden, und dieser Ort erweckte den Argwohn des Richters; aber aus dem



Moderne Plastik: Michelangelo.  
Marmorbüste von Professor G. Bots  
in Karlsruhe.

Verhör erfuhr er, daß die Leute gerade in jener Nacht von ihrem Wohnplatz abwesend gewesen und die Kohlenmeiler unter Aufsicht der jungen Tochter des Köhlers geblieben waren. Trotzdem hatte Herr Sourdat Befehl gegeben, einen der Köhlergehilfen aufsuchen zu lassen, einen Burschen von etwa fünf und zwanzig Jahren, der, wie allgemein bekannt, mit dem ermordeten Feldhüter auf sehr schlechtem Fuße gestanden hatte. Außerdem hatte er die Tochter des Köhlers zum Verhöre vorgeladen. So stand die Sache. Die Kleine war übrigens der Vorladung nicht gefolgt, sie hielt sich jedenfalls irgendwo versteckt. Der Richter hatte die Gendarmerie ausgeschiedt und erwartete jetzt das Resultat der von ihm gegebenen Befehle. Gegen zehn Uhr öffneten sich die Türen des Kabinetts, und es erschien in derselben der Gendarmerie-Wachtmeister.

„Nun?“ brummte Herr Sourdat ungeduldig.

„Ja, Herr Untersuchungsrichter, wir haben nichts gefunden. . . Den ganzen Wald haben wir durchsucht . . . Die Kleine ist verschwunden . . . Selbst die Köhlerleute wissen nichts und sind besorgt um sie.“

„Keine Komödie!“ rief Herr Sourdat ungeduldig. „Die Leute wollen sich über uns lustig machen . . . Sie sind ungeschickt . . . Sie hätten sie alle verhaften müssen . . . Gehen Sie!“

Der Richter sah nach der Uhr. 10¼ Uhr. Die Stunde des Verhörs war vorüber. Er wollte doch noch einmal vor Ankunft seiner Gäste einen Blick nach der Forelle tun, darum zog er seine Amtskrobe aus und ging nach seiner Wohnung. Der Speisesaal sah recht gastfreundlich aus mit seinem weißen Getöse, seinem hohen Fayence-Ofen und seinem mit einem blendend weißen Tafeltuch belegten runden Tisch, auf dem drei künstlerisch angeordnete Kuberts standen, aus deren Servietten die kleinen Weißbrötchen neckisch hervorlugten. Der Rotwein glitzerte in den Flaschen, rechts prangte ein herrlicher, mit allerlei Kräutern garnierter Salat, links lag auf einer mit Petersilie umrahmten Schüssel in einem Kranz von Krebschwänzen die berühmte Forelle, daneben stand in einer kleinen Schüssel die Sauce, und das Ganze strömte einen Geruch aus, der einem Feinschmecker das Herz schneller schlagen ließ.

Dieses Schauspiel wirkte beruhigend auf die schlechte Laune des Untersuchungsrichters. Er betrachtete mit innigem Behagen eben eine staubige Weinflasche, als die Tür plötzlich heftig aufgerissen wurde und er vom Flur eine weibliche Stimme schreien hörte: „Ich sage Ihnen, ich muß mit dem Richter sprechen; er erwartet mich.“

„Du hast es ja plötzlich sehr eilig,“ brummte der Richter, „nachdem Du drei Tage auf Dich hast warten lassen. — Warum bist Du nicht früher erschienen?“

Es war ein junges Mädchen, fast noch ein Kind, zu dem er diese Worte sprach; eine magere, schwächliche Gestalt mit wirrem Haar und blitzenden, wild funkelnden Augen. Ihre kleinen Füße stakten in schweren Männerstiefeln, eine graue Bluse und ein Kattunrock bedeckten ihre dünnen, zarten Glieder. Die Hitze und der weite Weg hatten ihre Wangen gerötet; die Augen leuchteten, der Mund und die feinen Nasenlöcher zitterten vor Aufregung, während das kastanienbraune Haar ihr in wilden Locken über den Nacken fiel.

Der Aktuar Troucheboeuf, der dem Mädchen entgegengetreten, taumelte zurück, und der seltsame Besuch trat ins Zimmer. „Was soll das heißen?“ rief der Untersuchungsrichter zornig.

„Es ist die kleine Köhlerstochter,“ erwiderte der Aktuar, „sie will sich nicht abweisen lassen und besteht darauf, vernommen zu werden.“ — „Ich hatte meine Gründe,“ sagte sie, einen schüchternen Blick auf den gedeckten Tisch und die beiden Männer werfend.

„Deine Gründe werden wir Dir schon austreiben,“ rief der Richter wütend, „das soll Dir teuer zu stehen kommen!“ Er zog seine Uhr: „Dreiviertel Elf . . . wir haben Zeit . . . Troucheboeuf, protokollieren Sie! Wir können sie inzwischen vernehmen.“

Der Aktuar hatte sich mit seinen Papieren und seinem Schreibzeug am Rande des Tisches eingerichtet und wartete nun, die Feder hinter dem Ohr. Der Richter hatte sich in einen Lehnstuhl gesetzt und blickte das junge Mädchen, das gegen den Ofen gelehnt stand, mit durchbohrenden Blicken an.

„Sie heißen?“ fragte er kurz. — „Maline Sacaël!“ — „Alter und Wohnung?“

„Sechszehn Jahre . . . Ich wohne bei meinem Vater, dem Köhler von Duze-Fontaines.“ — „Sie schwören, die Wahrheit zu sagen!“

„Deshalb bin ich ja hierher gekommen!“

„Erheben Sie die Hand . . . Gut . . . Sie befanden sich in der Nacht vom 2. zum 3. in dem Meiler; in der nächsten Nähe Ihrer Behausung wurde der Feldhüter Seurret ermordet aufgefunden . . . Erzählen Sie, was Sie hierüber wissen.“

„Was ich weiß, will ich sagen! . . . Unsere Leute hatten Kohlen nach Stenay gebracht, und ich war allein im Meiler. Um zwei Uhr — der Mond ging eben unter — kam Manchin, der Holzschläger von Tré, an unserer Hütte vorüber. — „Ihr seid ja früh auf dem Posten,“ sagte ich zu ihm; „na, alles wohl und munter zu Hause?“ — „Nein,“ sagte er, „meine Frau hat das Fieber, und meine Kinder sterben vor Hunger; keinen Bissen Brot zu Hause; ich will einen Hasen schießen, um ihn heute Morgen in Marville zu verkaufen.“ — Damit schlug er den Weg nach Duze-Fontaines ein. Ich verlor ihn aus dem Gesicht; aber am frühen Morgen, als ich gerade mit den Kohlenöfen zu tun hatte, hörte ich einen Schuß, dann kam jemand im wilden Laufe auf unsere Hütte zu. Ich hörte laute Stimmen. „Salunke,“ rief der Feldhüter, „ergib Dich!“ — „Seurret,“ erwiderte der andere, „gib mir wenigstens den Hasen wieder, die Meinen sterben vor Hunger!“ — „Geh' zum Teufel!“ — Damit stürzten sie auf einander los, und die Schläge hagelten nur so hernieder. Plötzlich stieß der Feldhüter einen Schrei aus und fiel dann. Ich war ängstlich in unsere Hütte geeilt. Während der Zeit eilte Manchin durch den Wald davon, und jetzt ist er glücklich in Belgien . . . Das ist alles!“

„Hm!“ brummte der Richter. „Warum haben Sie dem Gericht das nicht sofort nach Empfang der Vorladung mitgeteilt?“

„Das war nicht meine Sache . . . und dann wollte ich den Manchin auch nicht anzeigen . . .“ — „So, und heute Morgen sind Sie anderer Ansicht geworden?“ — „Weil ich erfahren habe, man verdächtige Gustin.“ — „Wer ist das?“

Die Kleine wurde rot und murmelte: „Das ist einer von unseren Köhlergejellen . . . der würde keiner Fliege was zu Leide tun . . . Sehen Sie,“ fuhr sie heftig erregt fort, „als ich hörte, man wollte ihn für den schlechten Streich des andern verantwortlich machen, ist mir's wie ein Stich ins Herz gefahren . . . und ich bin gelaufen, was ich konnte! Ich fühlte keine Müdigkeit . . . Wenn es hätte sein müssen, wäre ich noch bis morgen gelaufen, denn so wahr, wie der Himmel über uns ist, mein Gustin ist unschuldig! Das bin ich bereit, zu beschwören. Darauf lege ich die Hand ins Feuer!“

Sie sprach so beredt, daß sie förmlich schön aussah, trotz ihrer Lumpen; ihr wildes Feuer barg eine so tiefe Aufrichtigkeit, daß selbst der Untersuchungsrichter sich von der Energie, mit der dieses Kind ihren Gustin verteidigte, ergriffen fühlte.

„Holla!“ rief er plötzlich, als er sah, wie sie die Farbe veränderte und mit den Händen in die Luft griff, „was haben Sie denn?“

Sie erblaßte, und ein kalter Schweiß trat ihr auf die Schläfe. „Mir wirbelt der Kopf, ich kann nicht mehr,“ stammelte sie. Der Richter goß ihr ein Glas Wein ein. „Da trinken Sie schnell!“

Der alte Knabe geriet ordentlich in Erregung, als er das junge Mädchen fast ohnmächtig werden sah. Scholastika konnte er jetzt nicht stören, denn die war vollauf in der Küche beschäftigt. Entsetzt blickte er auf den Aktuar, der ruhig an seiner Feder kaute, und meinte: „Es ist eine Ohnmacht, sie hat vielleicht nichts gegessen.“

„Haben Sie Hunger?“ fragte der Richter. Sie nickte „Ja“ und fuhr dann mit schwacher Stimme fort: „Entschuldigen Sie, ich habe seit gestern nichts gegessen . . . darum bin ich auch so schwach . . .“

Herr Sourdat zitterte. Zum ersten Male seit Jahren fühlte er sich wieder bewegt, und mit Rührung dachte er daran, daß dieses Kind drei Meilen gelaufen war, um ihren Herzensschmerz den Händen der Justiz zu entreißen . . . Drei Meilen in der Sonnenhitze und ohne etwas gegessen zu haben! Das war der Kernpunkt. Mit leerem Magen! In seiner Verwirrung warf er einen verzweifelten Blick auf die Tafel: „Salat? Krebse? . . . gut für Leute, die schon gespeist

haben ...“ Da — ein heldenmütiger Entschluß — ergriff er mit einem Ruck die Schüssel, auf der die Forelle prangte, schnitt ein großes Stück ab, legte es auf einen Teller und schob diesen dem Köhlermädchen mit den im majestätischen Ton gesprochenen Worten: „Essen Sie! Hier!“ zu.

Er brauchte es nicht zweimal zu sagen. Sie aß mit recht gesegnetem Appetit. Nach wenigen Minuten war der Teller leer, aber Herr Sourdat, heldenmütig bis zu Ende, füllte ihn von neuem.

Der Aktuar Troucheboeuf machte große Augen. Er erkannte seinen Vorgesetzten nicht wieder. Nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns bewunderte er den gefundenen Appetit der kleinen Köhlerin, die die Delikatesse herunter aß, als ob sie einen Hering verspeiste, und so murmelte er, allerdings unhörbar, vor sich hin: „Recht schade, recht schade!“

Die Türe öffnete sich. Der dritte Gast, der Bürgermeister, trat in das Zimmer, blieb aber bei dem seltsamen Schauspiel, das sich seinen Augen bot, verblüfft an der Türe stehen.

„Zu spät, Freund,“ brummte Sourdat, „die Forelle ist nicht mehr!“ ... Damit erzählte er die Geschichte der kleinen Köhlerin.

Der Besucher stieß einen tiefen Seufzer aus, er begriff die Größe des Opfers; dann rief er halb gerührt, halb lächelnd, dem Richter auf die Schulter klopfend: „Herr Memorin Sourdat, Sie sind besser als Ihr Ruf! ... Man kann Ihnen viel verzeihen um dieser Forelle willen, die wir nicht gegessen haben.“

### Abschied vom Sommer.

(Nachdruck verboten.)

Sah ein Vöglein fliegen, Flog in fernes Land, Folgt' ihm mit den Blicken, Bis es mir entsand.	Sah' die Blätter fallen Und den Baum entlaubt, Der im Sommerprangen Jüngst noch hob sein Haupt.
--	--

Hört' den Sturmwind brausen,  
Sah die Tage geh'n  
Und den Frühlingsglauben  
In die Lüfte weh'n.

A. Sören.

### Etwas von Elefanten.

Nach dem Französischen von Frz. Wasserburg.

(Nachdruck verboten.)

Zu verschiedenen Malen hat man die Gelehrigkeit der Elefanten zum Gegenstande wissenschaftlicher Abhandlungen gemacht. Von den Alten, die behaupten, daß sie jenen Dickhäutern das Alphabet beigebracht hätten, angefangen, bis zu Buffon, der versichert, daß die Jungen mit ihrem Rüssel an der Mutter saugen, hat sich ein ganzer Sagenkreis über ihre Gewohnheiten und Charaktereigenschaften gebildet, für deren Wahrheit die zeitgenössischen Naturforscher nicht recht einstehen. Letztere beschränken sich darauf, zuzugeben, daß die gezähmten Elefanten einer bedeutenden Heranbildung zum Dienste des Menschen fähig sind, daß sie durch Erziehung ihre Scheu verlieren und zutraulich werden; nur in Ausnahmefällen sind sie rachsüchtig. In wildem Zustande sind die einzigen wirklich gefürchteten Arten die einzeln lebenden sogenannten Einsiedler. Von allen Herden, denen sie sich nähern, zurückgestoßen, wandelt sich ihr natürlicher Charakter und statt vor den kleinsten Tieren zu zittern, wie dies die andern Elefanten tun, greifen sie gelegentlich selbst den Menschen an. In Indien werden sie ohne weiteres getötet.

Jede Elefantenherde hat ihren Anführer, dem sie friedlich folgt. Derselbe — er kann männlichen oder weiblichen Geschlechtes sein — ist stets der klügste von allen. Immer aufmerksam lauschend, läßt ihn der geringste Lärm erschrecken und die Flucht ergreifen.

„Mitten in der heißen Jahreszeit,“ erzählt Major Skinner, „vertrocknen die Flüsse, Teiche und Sümpfe. Die Tiere Indiens, welche dann sehr unter dem Wassermangel leiden, finden sich in großer Zahl an jenen Teichen zusammen, die noch nicht ganz ausgetrocknet sind. Ich hatte einmal in nächster Nähe eines derselben Gelegenheit, ihre ungewöhnliche Klugheit zu beobachten. Ein hoher Baum, dessen Zweige sich über den Teich hinausstreckten, sollte mir als Beobacht-

ungsposten dienen. Früh am Morgen begab ich mich dorthin und wartete.

Erst nach zwei Stunden kamen die Elefanten zum Vorschein. Der Anführer kam, etwa dreihundert Schritte von dem Teich entfernt, aus dem Wald und blieb stehen, um zu lauschen. Er war, ohne das geringste Geräusch zu verursachen, hervorgetreten und verhielt sich nun mehrere Minuten lang unbeweglich wie ein Fels. Er ging weiter, blieb von neuem stehen und lauschte. Das wiederholte sich dreimal, bis er an den Rand des Teiches kam. Ich sah, wie er in dem Wasser sein Bild betrachtete. Er stillte indessen seinen Durst nicht und spielte auch hier einige Minuten den unbeweglichen Beobachter. Darauf kehrte er still und vorsichtig in den Wald zurück.

Aber er zögerte nicht, wieder zu erscheinen, und zwar diesmal mit fünf seiner Gefährten. Er ließ diese fünf Elefanten gleich Wachtposten um den Teich stehen, trabte in den Wald zurück und kam an der Spitze einer Herde von etwa achtzig bis hundert Stück alsbald wieder zurück. Alle marschierten möglichst geräuschlos; ich sah wohl, wie sie sich bewegten, aber ich hörte sie nicht. In der Hälfte des Weges machten sie Halt. Der Anführer trat wieder vor, und nachdem er sich nochmals versichert hatte, daß keine Gefahr zu fürchten sei, gab er das Zeichen zum Vormarsch. Nun schien die Herde keinerlei Furcht mehr zu empfinden, und ohne alle Vorsichtsmaßregel stürzte sie sich ins Wasser. Sie hatten offenbar volles Vertrauen zu ihrem Führer, dem sie die ganze Sorge für ihre Sicherheit überließen. Sie gaben sich nun alle dem Genuße des erfrischenden Bades hin und stillten dabei ihren Durst. Ich habe niemals auf einem so kleinen Plage so viele Elefanten zusammen gesehen. Ich glaubte, sie würden den Teich völlig leeren und beobachtete sie aufmerksam, bis alle befriedigt waren. Dann wollte ich sehen, welche Wirkung ein Geräusch auf sie ausüben werde; ich brach einen kleinen Zweig ab, und sofort floh die ganze Herde in den Wald.“

Aus dieser Erzählung geht hervor, daß das stärkste Tier der Schöpfung auch zugleich eines der furchtbarsten und mißtrauischesten Tiere ist. Vom Menschen angegriffen, ergibt es sich, sobald es sich ernstlich verwundet fühlt, in sein Schicksal. Will man einen Elefanten erlegen, schießt man rasch aufeinander mehrere Kugeln auf ihn ab. Nach jedem Schusse neigt er den Kopf und bringt sanft den Rüssel an die Wunde. Der Engländer Amming erzählt, daß er auf einen großen männlichen Elefanten fünfunddreißig Kugeln abfeuern mußte, ehe er verendete.

Wenn der ungezähmte Elefant seine außergewöhnliche Klugheit nur durch seine große Vorsicht bekundet und deshalb auch nicht eingehend beobachtet werden kann, ist das mit dem im Dienste des Menschen stehenden Tiere anders. Diesem ist er eine unschätzbare Hilfe bei den schwierigsten Arbeiten. Nicht allein die größten Holzbalken trägt er wie Strohhalme und erfährt mit Leichtigkeit zwischen seinen Zähnen und dem Rüssel Quadersteine, die man nur mit Hilfe einer Winde fortbewegen könnte, sondern bei Gelegenheiten, bei welchen die Gelehrigkeit eines Hundes oder eines Affen durchaus unzureichend wäre, stellt er seine Fähigkeiten dem Menschen zur Verfügung.

Das möge das folgende Beispiel erhärten. Zur friedlichen Jagd auf männliche Elefanten, die man gefangen nehmen will, verwendet man weibliche, die dazu abgerichtet sind. Man läßt sie zu dreien in die Waldlichtung, wo eine Herde wilder Elefanten zusammenzukommen pflegt. Langsam und nachlässig gehen sie vor, achtlos niedereres Gestrüpp und Zweige unter ihren Füßen zerstampfend. Der männliche Elefant geht anfangs in großem Kreise um sie herum und nähert sich ihnen dann immer mehr. Zwei der weiblichen Elefanten gehen ihm nun zu beiden Seiten und beschnüffeln ihn freundschaftlich mit den Rüsseln. In diesem Augenblick nähert sich ihm von hinten der dritte Elefant und stellt sich querüber. Diesem folgt ein vierter, der mit Stricken beladen ist. Ein mutiger Mann schlüpft nun unter dem dritten hindurch und schlingt rasch das mit dem einen Ende an einem Block befestigte Seil um eines der Hinterbeine des männlichen Elefanten. Gelingt diese etwas schwierige Aufgabe nicht gleich, dann hebt einer der weiblichen Elefanten das betreffende Bein mit dem Rüssel hoch. Wenn er sich nun gefangen fühlt, möchte der Elefant gerne entflüchten, aber die andern wissen das zu verhindern, in-

dem sie ihn von allen Seiten dicht umringen und ihn so in die Umfriedigung drängen, wo er nun bis nach vollendeter Zählung bleibt.

Der Elefant ist nicht schwer zu zähmen. Nachdem er etwa drei Tage lang vergebens sich bemüht hat, die Stricke, mit denen er an irgend einem Baume gefesselt ist, zu zerreißen, beginnt er, Nahrung zu sich zu nehmen. Man gibt ihm einen gezähmten Elefanten zum Gefährten und nähert sich ihm, um ihm zu schmeicheln. Wenn er aber dann mit seinem Rüssel nach rechts und links schnüffelt, bekommt er bei jedem Angriff einen Stich mit einer Art Lanze, vor welcher er alsbald einen gewaltigen Respekt bekundet. Nach zwei Monaten kann sich der Elefantenführer seinen Sitz auf dem Rücken des Tieres einrichten und nach drei bis vier Monaten kann man ihn zur Arbeit heranziehen. Wenn man indessen den Eingeborenen Glauben schenken darf, soll es nicht klug sein, die Tiere allzufrüh mit Arbeit zu belasten, weil sie dann nicht selten plötzlich und ohne erkennbare Ursache verenden.

Dr. Franklin erzählt folgendes: „Ich habe in Indien ge-

drehte den Rücken Kennedy, einem großen Elefanten, zu, der ihm seit längerer Zeit feindlich gesinnt war. Derselbe benutzte den Augenblick, in welchem sich sein Aufseher entfernt hatte, und stürzte plötzlich mit vorgestrecktem Rüssel und einem wütenden Ausdruck in seinen kleinen funkelnden Augen hinter Ashton drein, der sofort durch laute Marmruse aufmerksam gemacht wurde. Ashton flüchtete zu einer etwa hundert Meter entfernten Bisangpflanzung, die ihm einige Aussicht auf Rettung bot. Wir hatten keine Zeit, einzuschreiten, und verfolgten mit den Blicken diesen Wettlauf, bei welchem der Mensch bereits nach zehn Schritten unterliegen mußte. Plötzlich stürzte der Fliehende über ein Hindernis und lag in seiner ganzen Länge im Staube. Verwirrt durch den plötzlichen Sturz seines Feindes, streifte ihn Kennedy linksisch mit seinen Verteidigungswaffen und versuchte dann, ihn unter den Füßen zu zerstampfen. Glücklicherweise verfehlte er sein Ziel, und die ungewöhnliche Raschheit seiner Bewegungen war die Ursache, daß er ebenfalls zu Boden fiel. Ehe er sich wieder erheben konnte, hatten mehrere Führer ihre



Der von Peter Behrens entworfene architektonische Garten in der Düsseldorfer Ausstellung; im Hintergrunde das alkoholfreie Restaurant „Jungbrunnen“.

sehen, wie die Frau eines Kaufmanns ihr kleines Kind der Wachsamkeit eines ungewöhnlich großen Elefanten anvertraute. Die Umsicht und zarte Sorge, welche diese merkwürdige Kinderwärterin der Kleinen angedeihen ließ, haben mich nicht wenig belustigt. Der Elefant nahm seine Aufgabe sehr ernst. Wie viele Kinder, wollte das ihm anvertraute Kind nicht lange in der nämlichen Stellung verharren; es verlangte, daß man sich mit ihm beschäftige, und sobald es sich selbst überlassen fühlte, begann es zu schreien. Da kam es denn nicht selten vor, daß es unter die Beine des Tieres rollte, oder sich in dem hohen Grase und den Zweigen, von welchen sich dasselbe nährte, verwickelte. Mit bewundernswerter Sorgfalt befreite es dann der Elefant aus seiner unangenehmen Lage, indem er es entweder mit dem Rüssel in die Höhe hob, oder alles, was seine Bewegungen hinderte, säuberlich entfernte.“

Der berühmte Elefanten- und Rhinocerosjäger Cleveland Moffett hat den folgenden Fall erlebt.

„Eines Morgens,“ so erzählt er, „verließen wir zeitig unser Lager. Die Elefanten hatten in doppelter Reihe vor unsern Zelten Aufstellung genommen. Ashton, der erste Wärter und Führer, stand etwa zwanzig Schritte voraus und

Elefanten zwischen ihn und Ashton gebracht, der sich blutbedeckt aufrichtete, aber sofort das Bewußtsein verlor. Man fand, daß der Hinterfuß des Elefanten ihn verwundet hatte, doch kam er mit dem Leben davon.

Der Aufseher bekam von seinem Herrn heftige Vorwürfe, weil er die Unklugheit begangen hatte, Kennedy aus dem Gesicht zu verlieren. Der letztere wurde einige Tage von den übrigen abge sondert.

Der Riesenelefant Indrajit, der König der Herde, fand sein besonderes Vergnügen daran, nach jedem ähnlichen Falle Gerechtigkeit zu üben. Er war nicht allein wegen seiner Größe und Kraft gefürchtet, sondern auch wegen seiner Zähne, die größer und schärfer waren, als die der übrigen Tiere. Kennedy hielt sich lange für sich, um die Lanzenstiche möglichst zu vermeiden, welche ihm sein erbitterter Führer beibrachte. Er hatte bereits zahlreiche blutige Stellen am Körper, als sich ihm der Richter Indrajit mit langsamen, kleinen Schritten näherte, gleich einer Katze, die mit der Maus spielt.

Als Kennedy ihn bemerkte, erhob er den Rüssel und stieß einen durchdringenden Schreckensschrei aus. Der andere betrachtete ihn mit einem geradezu vergnüglichen Ausdruck, als

molle er sagen: „Warte nur, mein Freund, wir werden uns jetzt ein wenig unterhalten.“ Auf fünf Schritte an den Schuldigen herangekommen, stürzte sich Indrajit auf ihn

wurde rasch Herr über ihn und verließ ihn erst, als er blutbedeckt in den letzten Zügen im Staube lag.“  
Nach diesem Beispiel scheint die Behauptung eines her-



Der Vorstand der 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Regensburg am 21. bis 25. August 1904.

- 1. Kommerzienrat Küstet.
- 2. Generalvikar Leiter.
- 3. Graf Droste.
- 4. Redakteur Ged.
- 1. Schriftführer.
- 5. Süßmayr Portsch, Präsident.
- 6. Graf Adolf Droste-Bischoffsheim, Vizepräsident.

und stieß ihm seine Zähne bis auf acht Zentimeter Tiefe in die Seite. Als er sie herauszog, bemerkte man zwei Wunden, ähnlich solchen, die von Kanonenkugeln verursacht werden. Kennedy setzte sich zur Wehr, aber kein furchtbarer Gegner

vorragenden Naturforschers, daß der Elefant verstehe, Gerechtigkeit zu üben und Gutes mit Gutem, Böses mit Bösem zu vergelten, keineswegs unglauhaft.

## Kleine Rundschau.

21. September 1904.

Wie Branntwein, Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Lebensdauer miteinander zusammenhängen, hat kürzlich der Regierungspräsident von Gescher-Münster, der verdiente Vorsitzende des dortigen Bezirksvereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, klar nachgewiesen. Bei Steinbrucharbeitern im Teutoburger Wald machte er seine Beobachtungen, die auch für weitere Kreise von Interesse sein dürften. Herr von Gescher fand, daß leider die große Mehrzahl von Arbeitern, unter denen eine erschreckende Sterblichkeit herrschte, dem Schnapsgenuß huldigte. Die Steinbrucharbeiter erreichten kaum mehr als das vierzigste Lebensjahr. Bei einigen erheblich älteren Arbeitern stellte es sich heraus, daß dieselben niemals Branntwein getrunken. Auf die Anregung des Regierungspräsidenten hin schlossen die Steinbruchbesitzer des Teutoburger Waldes untereinander einen Vertrag, durch welchen sie sich verpflichten, keinen Arbeiter, der dem Schnapsgenusse huldige, anzustellen. Dafür wird reichlich Kaffee verabreicht. Der Erfolg dieser Maßregel ist nach den amtlichen Berichten schon jetzt ein hocherfreulicher. Die Arbeitsleistung hat sich erheblich erhöht, ein sicherer Beweis, daß auch Gesundheit und Lebensdauer in die Höhe gehen werden.

In der Schweiz besteht ein statistisches Bureau, das die Zahl der Todesfälle infolge Trunksucht angibt. Nach diesen vor wenigen Wochen veröffentlichten Erhebungen sind im Laufe des Jahres 1903 in den acht größten Schweizerstädten 9302 Todesfälle im Ganzen vorgekommen, bei welchen als unmittelbare oder mitwirkende Todesursache bei 547 Personen Trunksucht angegeben war. Die meisten dieser Todesfälle — nämlich 302 — erfolgten im Alter von 40 bis 50 Jahren; eine ziemliche Anzahl — 119 Männer — starben schon zwischen 20 und 39 Jahren. Alle Berufsarten sind vertreten, am meisten die Wirtschafts- und Hotelangestellten, auf welche 10 Prozent aller männlichen Todesfälle infolge Trunksucht kommen. Seit etwa 10 Jahren scheint in der Schweiz der Alkoholgenuß sich ziemlich gleich geblieben zu sein; wenigstens bleibt der Prozentsatz der durch Trunksucht eingetretenen Todesfälle fast jedes Jahr der gleiche. In Deutschland, wo eine derartige amtliche Statistik noch nicht besteht, dürften leider kaum günstigere Zahlen zu verzeichnen sein.

Von hervorragenden Ärzten wird die Trunksucht der Weißen in den tropischen Ländern zu jenen besonderen Ursachen gezählt, welche die Gewöhnung der Europäer an das heiße Klima verhindern. Der sogenannte Tropenkoller soll eine Folge des Alkoholgenusses sein. Die europäische Trinksitte schädigt die Verdauungsorgane, das Nervensystem und das Hirn. Alle Tropenforscher stimmen darin überein, daß die Verdauungsorgane der Europäer in der Regel in den Tropen stark angegriffen werden und daß die Hauptschuld daran im Alkoholgenuß zu suchen ist, der einen gesunden Magen in längstens drei Monaten, einen schwachen Magen aber schon in vierzehn Tagen verdirbt. Unter dem Einfluß der Hitze bildet sich bei den Europäern ein Reizzustand aus, der zu starken Wutausbrüchen führt. Außerdem treten auch andauernde nervöse Störungen auf, wie Schlaflosigkeit, Einbuße an Tatkraft, Teilnahmslosigkeit u. s. w. Es ist klar, daß durch den Alkoholgenuß, besonders einen reichlichen, wie er in den Tropen unter dem Durstgefühl meistens an der Tagesordnung ist, diese Reizbarkeit nur noch gesteigert wird. Es wird aber behauptet, daß der Alkohol selbst all diese Zustände heraufbeschwören soll, und als Beweis dafür wird angeführt, daß die in Indien lebenden Holländer, die keinen Alkohol genießen, selbst bei der größten Hitze vollständig arbeitsfähig sind und sogar anstrengende Geistesarbeit verrichten.

### Michel Angelo.

Marmorbüste von Professor H. Volz in Karlsruhe.  
(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Der berühmte Florentiner Baumeister, Bildhauer und Maler Michel Angelo (eigentlich Buonarrotti), der sich mit der Kuppel der Peterskirche in Rom ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, bildet den Gegenstand eines der neueren Werke des Bildhauers Hermann Volz. Die ausdrucksvollen Züge des berühmten im Jahre 1564 verstorbenen Künstlers sind trefflich wiedergegeben. Der festgeschlossene Mund,

die zusammengezogenen Augenbrauen und die durchfurchte hohe Stirne lassen sofort den Feuergeist erkennen, der einst in dem Körper Michel Angelos gewohnt.

Der geschickte Schöpfer dieser Marmorbüste, Professor Hermann Volz, wurde am 31. März 1847 zu Karlsruhe in Baden geboren. Seine erste künstlerische Ausbildung erhielt er bei Steinhäuser in der Kunstschule seiner Vaterstadt, dann bei dem Maler Canon und 1871 in Rom, wohin er später wiederholt reiste. Hermann Volz ist Professor an der Kunstschule in Karlsruhe und hauptsächlich auf dem Gebiete der monumentalen Bildhauerkunst tätig. Von seinen durch edle Formengebung und durch ernste und tiefe Empfindung ausgezeichneten Hauptwerken nennen wir hier: Grabfigur für die Hallerberger'sche Grabstätte in Stuttgart, eine Germania für das Generalkommando und das Kriegerdenkmal in Karlsruhe, das Kriegerdenkmal in Hannover, Kampf mit dem Tiger und das Geibel-Denkmal in Lübeck, ferner das Scheffel-Denkmal, Prinz Wilhelm-Denkmal, Prinz Ludwig-Denkmal in Karlsruhe, das Kaiserdenkmal in Essen und das Kriegerdenkmal in Mannheim.

### Der von Peter Behrens entworfene architektonische Garten in der Düsseldorfer Ausstellung.

Im Hintergrunde das alkoholfreie Restaurant „Jungbrunnen“.  
(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Frage, wie weit der Mensch in künstlerischer Tätigkeit die Natur umbilden darf, ist bis heute noch nicht gelöst. Ob er sie in Form und Farbe den Werken von Menschenhand annähern oder gar unterordnen soll, oder ob es künstlerischer ist, das architektonische Kunstwerk einfach in die Natur hineinzusetzen und es nun dieser großen Künstlerin zu überlassen, im Laufe der Zeit eine künstlerische Einheit herzustellen — das sind alles Probleme, die die verschiedensten Kunstepochen je nach der Richtung ihres Geschmacks verschieden zu lösen versucht haben. Das moderne Kunstgewerbe, das nach einer Zeit einsetzte, in der man sogar ganz unkünstlerisch die Natur zu überbieten trachtete und sie womöglich noch natürlicher machen wollte — ich erinnere nur an künstliche Felsgrotten, Wasserfälle und dergleichen — hat auch dieses Problem energisch angepackt. Die Tendenz scheint dahin zu gehen, die Gartenkunst in der Richtung zu einem gewissen Stil zu entwickeln. Daß man dabei teilweise auf frühere Zeiten, die das gleiche versucht haben, zurückgreift, ist nur erklärlich. Peter Behrens hat auf der Düsseldorfer Ausstellung einen derartigen architektonischen Garten angelegt, dessen feierliche, repräsentative Wirkung allgemeine Anerkennung findet. In Verbindung mit ihm steht ein alkoholfreies Restaurant, das den Namen „Jungbrunnen“ führt. Die Anlage gehört zu den reizvollsten Punkten der ganzen Ausstellung.

### Der Vorstand der 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Regensburg.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Unsere heutige Abbildung weckt nochmals die Erinnerung an die Zeit vom 21. bis 25. August 1904, und die in jenen Tagen stattgehabte Versammlung der deutschen Katholiken in Regensburg. Der überaus glanzvolle Verlauf der Veranstaltung ist nicht zum geringsten Teile den Mitgliedern des Vorstandes zu verdanken, die keine Mühe scheuten, damit die Versammlung in Regensburg hinter ihren Vorgängerinnen nicht zurückbleibe. An erster Stelle nennen wir hier den Präsidenten der Generalversammlung, Justizrat Dr. Borich in Breslau, der auch 1892 in Mainz die Generalversammlung präsidierte und sich auch in Regensburg in seiner Begrüßungsrede bei der ersten öffentlichen Versammlung, welcher fünf Bischöfe beiwohnten, trefflich einführte. Er zeichnete in kurzen Zügen den wahren Charakter der Katholikentage und die Hauptpunkte derselben: Einigung aller Stämme und aller Stände im Streben nach Freiheit der Kirche, nach katholischer Unterweisung und katholisch-sozialer Betätigung, keine Fragen der reinen Tagespolitik, keine konfessionellen Streitfragen, Zugeständnis der gleichen Freiheit für die Andersdenkenden und Anschluß an die kirchliche Autorität.

Als Präsident des Lokalkomitees war Kommerzienrat Pustet unermüdet tätig gewesen. Unter großem Beifall richtete er am Begrüßungsabend des 21. August warme Worte an die Versammlung und betonte, daß es sich die Katholiken Deutschlands würden angelegen sein lassen, den Paragraph 15 der Statuten aufrecht zu erhalten, welcher lautet: Konfessionelle Polemik ist in den Verhandlungen der Generalversammlung untersagt. Wir erwähnen hier, daß der Vater des Präsidenten des Lokalkomitees im Jahre 1849 ebenfalls Präsident des Lokalkomitees gewesen. Die damalige Versammlung war die dritte und fand vom 2. bis 5. Oktober in Regensburg unter dem Voritze des Grafen Joseph zu Stolberg-Stolberg statt. — In der großen Arbeiterversammlung in der Festhalle sprach der Präsident des Zentralkomitees, Graf Droste, und auch dieser Redner hob hervor, daß die Katholikentage sich nicht um Angelegenheiten anderer kümmern. Die vierte und letzte geschlossene Generalversammlung fand unter der Leitung des ersten Vizepräsidenten Graf Max von Droste-Bischoffing statt. In der Generalversammlung der akademischen Pius-Vereine Deutschlands ergriff Prälat Dr. Leitner als Gründungspräsident des Regensburger

Piusvereines das Wort und trat besonders für den Peterspfennig ein. Redakteur Held aus Regensburg sprach in der Versammlung des Verbandes der katholischen kaufmännischen Vereinigungen, zu deren Vorsitzenden er gewählt worden, und richtete dabei die dringende Mahnung an die katholischen Kaufleute Bayerns, sich zu organisieren.

### Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches, und seine Braut Herzogin Cäcilie von Mecklenburg-Schwerin.

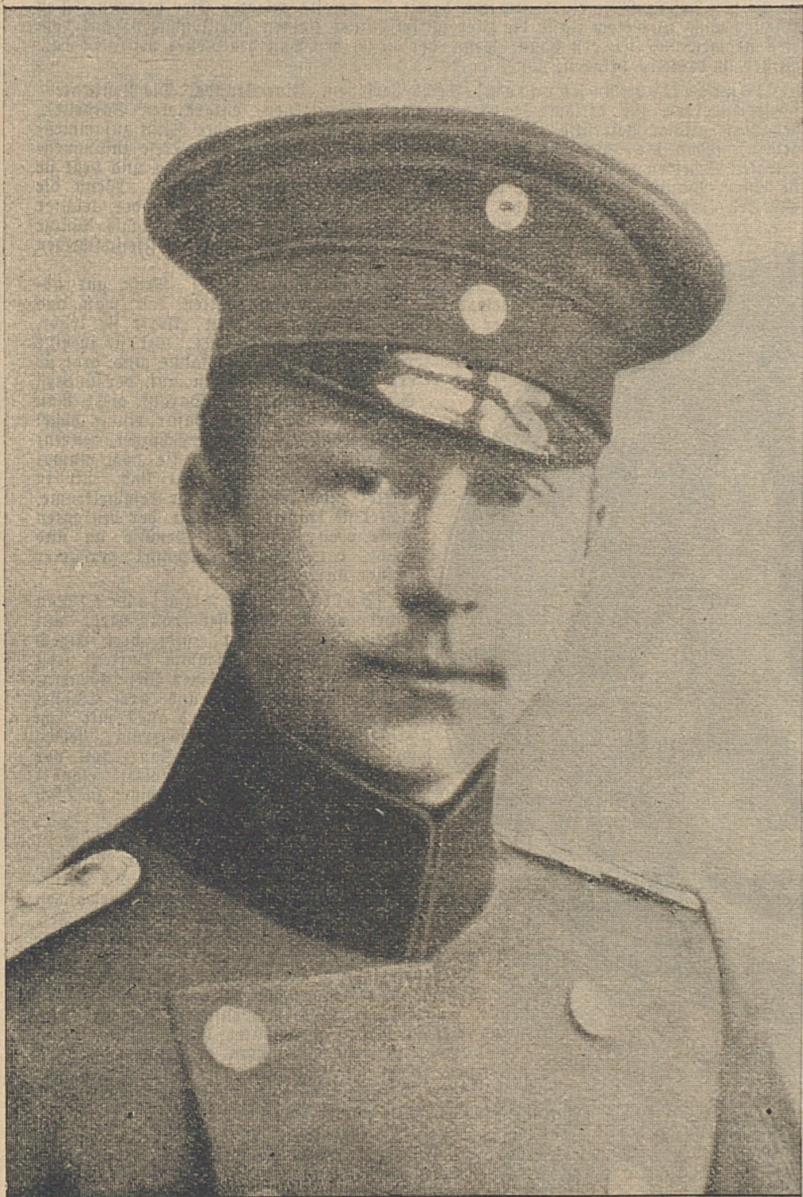
(Mit zwei Abbildungen.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Herzensbündnis, das dem gesamten deutschen Volke nahe geht, ist am 4. September 1904 in dem Mecklenburgischen Städtchen Gelbenfande, wofelbst sich zu dieser Zeit das Hoflager des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin befand, geschlossen worden: der Kronprinz des deutschen Reiches hat sich dort mit der Herzogin

Königshaus ein weiteres Band auch mit dem Karlsrüher Hofe. Mit dem ältesten Sohn des Kronprinzen von Dänemark ist Herzogin Cäcilie verschwägert; ihr Bruder, der junge Großherzog, hat jüngst eine Hochzeit mit einer Prinzessin von Cumberland gefeiert.

Nach den Häusern Sachsen-Weimar, Großbritannien und Schleswig-Holstein wird also menschlicher Voraussicht gemäß das uralte mecklenburgische Fürstenhaus dem neuen Deutschen Reiche eine Kaiserin stellen. Als Königin von Preußen wird Herzogin Cäcilie die dritte ihres Stammes sein. Außer der durch Geschichte und Poesie verklärten Königin Luise war auch die kinderlose dritte Gemahlin des ersten Preußenkönigs jenem Hause entstammt, seiner Schweriner Linie, während die Mutter Kaiser Wilhelms I. eine Prinzessin von Strelitz war. Der vor einigen Monaten im höchsten Lebensalter verstorbene Großherzog Friedrich Wilhelm ist ihr Brudersohn gewesen. Als Vorfahrin der fürstlichen jungen Braut findet sich in der Geschlechtsfolge Königin Luise zweimal; der noch lebende Großvater der Braut, Großfürst Michael von Rußland, ist der einzige noch übrige Sohn Zar Nikolaus' I. und der preußischen Prinzessin Charlotte, ältesten Tochter König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise



Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches, und seine Braut Herzogin Cäcilie von Mecklenburg-Schwerin.

Cäcilie zu Mecklenburg, einer Schwester des Großherzogs, verlobt. In Mecklenburg hat man sich schon längere Zeit erzählt, daß diese Verlobung bevorstände, denn der Kronprinz war schon mehrmals bei der Großherzoglichen Familie zu Gaste und verkehrte in letzter Zeit häufig mit dem Prinzen Christian von Dänemark, einem Schwager seiner nunmehrigen Verlobten. Die Beziehungen des Kaiserhauses zu Mecklenburg-Schwerin waren in der letzten Zeit ganz besonders herzlich, und auch anlässlich des Besuchs, den das junge Großherzogspaar in Berlin am Kaiserhofe abstattete, trug das Verhalten des Kaisers den Neuvermählten gegenüber den Charakter auszeichnender Freundlichkeit.

Kronprinz Friedrich Wilhelm ist am 6. Mai 1882 geboren, steht also jetzt im 23. Lebensjahre. (Sein kaiserlicher Vater heiratete bereits mit 22 Jahren.) Herzogin Cäcilie erblickte am 20. September 1886 in Schwerin als Tochter des verstorbenen Großherzogs Friedrich Franz III. das Licht der Welt, sie zählt demnach erst 18 Lenze. Ihre Mutter ist Großfürstin Anastasia, die Tochter des russische Großfürsten Michael. Ihre Großmutter mütterlicherseits ist Prinzessin Cäcilie von Baden; die Verlobung knüpft demnach für das preußische

andererseits war die mecklenburgische Urgroßmutter der Herzogin; Cäcilie, Großherzogin Alexandrine, eine jüngere Tochter eben dieses Königsaares; sie allein unter den zahlreichen Geschwistern hat den ersten deutschen Kaiser überlebt.

Hochpolitische Erwägungen an die Verlobung des Kronprinzen knüpfen zu wollen, ist durchaus zwecklos; denn wie die bisherigen Familienverbindungen im brandenburgisch-preußischen Hause ganz überwiegend Herzenssache waren, so dürfte auch die Wahl des jungen Kronprinzen einer freien, von politischen Rücksichten unbeeinflussten Neigung entspringen sein. In ganz Deutschland wird vor allem die Tatsache Gemüthlich hervorrufen, daß die künftige Lebensgefährtin des Thronerben eine Dame aus einem durch deutsche Gesinnung, feinste Bildung und Humanität ausgezeichneten Fürstenhause ist. Mit den beiden Herrscherfamilien vereinigt sich deshalb das gesamte Volk in dem Wunsche, es möge Gottes Segen über dem neuen Bunde walten und das junge Paar zu Glück und Frieden führen, auf daß die schönen Hoffnungen, die sich an diese Verlobung knüpfen, in reichem Maße in Erfüllung gehen.

# Ernstes und Heiteres.

(Nachdruck verboten.)

### Sinngedicht.

Was nützt ein großer Brunnen,  
Ist's Element nicht rein. —  
Und was, ein großes Herze  
Ist Deines ihm zu klein! —

Joseph Sieberg.

[Knöpfe aus Pflanzensamen.] In Zentralamerika gibt es eine fruchttragende Palme, welche die ganze Knopfindustrie umgewälzt hat und einer neuen Industrie zur Grundlage dient. Der Samen dieser Frucht enthält eine süßschmeckende Milch, die von den Eingeborenen sehr geschätzt wird. Bleibt diese Milch lange genug in der Ruß, so erhärtet sie zu einer Substanz, die dem Elfenbein der Elefantenzähne an Härte gleichkommt. Die Palme, welche diese Milche hervorbringt, heißt Elfenbeinpflanze. Die meisten der in Amerika verwendeten Knöpfe, mögen sie nun Elfenbein-, Perl-, Horn-, Knochen- oder Gummiknöpfe heißen, werden aus Elfenbeinmilch hergestellt. Die Elfenbeinpflanze ist eines der Wunder unserer Zeit und macht ihre Pflanzler reich. Die Milche werden in ganzen Schiffs-ladungen in große Knopfabriken geschafft, um dort in Knöpfe aller möglichen Farben, Muster, Größen und Qualitäten verwandelt zu werden.

[Holländische Uebersetzung.] Im Jahre 1789 zog in Amsterdam eine reisende deutsche Schauspielertruppe ein und gab daselbst Vorstellungen. Dieselbe befand sich in Amsterdam recht wohl, zumal sie Mitglieder zählte, die Thalias Tempel alle Ehre machten. Nur eins fiel dem Direktor schwer, die Theaterzettel mußten in deutscher und holländischer Sprache erscheinen, von welcher letzteren weder er noch sonst ein Mitglied der Truppe auch nur ein Wort verstand, weshalb die Uebersetzung einem Sprachkundigen daselbst übertragen wurde. Einst sollte die Oper „Die schöne Arsana“ gegeben werden. Unter dem Personal dieses Singspiels erscheint auch eine Fee auf der Bühne. „Eine Fee? Was ist das?“ fragte sich der Uebersetzer, dem dieses Wort im Leben noch nicht vorgekommen war. Aber obgleich er sich in großer Verlegenheit dieserhalb befand, war er zu stolz, anderwärts Nachfrage zu tun. Zum Glück fiel ihm da das plattdeutsche Wort Beh (Bieh) ein, und dieses wurde dann von ihm verwendet. Mit Erstaunen und mit Lachen las daher das Publikum auf dem Komödientettel: „Ein Beh oder ein Beest . . . Fräulein Reismann.“

[Triftiger Grund.] Conried, der bekannte New-Yorker Operndirektor, erzählte kürzlich folgende Anekdote: „Ein mit Juwelen geschmückter Eigentümer einer Opernloge sagte zu seinen Begleitern: „Ich kann nicht sagen, daß ich mich für die Oper interessiere.“ — „In der Tat? Warum nicht?“ — „Nun, wenn ich etwas Wichtiges meinem Freunde sagen will, spielt das Orchester so laut, daß man sein eigenes Wort nicht versteht.“

[Unmerkliche Zuhörerhaft.] „Die Wogen schlagen über das Schiff,“ donnerte der Redner, „seine Segel sind zerrissen, die Masten zersplittert. Es treibt zur Küste! Alle Hoffnung ist dahin. Wo ist nun noch Rettung!“ — „Dummer Kerl, wirf doch den Anker aus!“ rief laut ein aufs höchste erregter Matrose dazwischen.

[Ein bescheidener Mensch.] A.: „Dieser Klein ist doch der bescheidenste Mensch, dem ich je im Leben begegnet bin.“ — B.: „So? Er ist also nicht eingebildet?“ — A.: „Auch nicht ein bißchen, obwohl er zugibt, daß jeder andere im Besitz seiner Fähigkeiten maßlos stolz wäre.“

[Verfängliche Bescheidenheit.] Sonntagsjäger der einen Treiber angeschossen hat: „Hier, mein Lieber, haben Sie einen Taler als Pflaster!“ — Treiber: „Ach, lieber Herr, so groß ist die Wunde ja gar nicht; ein kleines Beinhornstück genügt schon!“

[Prozig.] Schneider: „Den Anzug will ich Ihnen schon machen, aber auf Kredit . . .?“ — Student: „Na, wissen Sie, Einer, der zweitausend Mark Schulden hat, wird Ihnen doch für lumpige sechszig Mark gut sein!“

[Immer derselbe.] A. (Studiofus, am Stammtisch): „Wissen Sie, ich beneide jeden Millionär.“ — B.: „Und weshalb?“ — A.: „Ja, es sind zu glückliche Menschen! Was die für Kredit haben!“

[Schlauköpfechen.] Vater: „Sag', Frischen, was möchtest Du denn später einmal werden, wenn Du in die Lehre kommst?“ — Söhnchen: „Ich? Gehilfe bei einem Rentner.“

[Fatal.] Leutnant: „Na, wie geht doch Melodie aus „Puppenfee“? . . . Habe mir schon den ganzen Tag Kehlkopf zerbrochen!“

[Honig, auf Leinwand gestrichen,] ist ein vorzügliches Hausmittel für Wunden, welche durch einen Stieb, Stich, eine Quetschung, durch Schneiden oder Insektenstiche entstanden sind.

[Schlechtes Trinkwasser.] Die Desinfizierung geschieht am einfachsten, indem man das Wasser abkocht. Nach dem Erkalten wird es durch einen Zusatz von kohlensaurem Wasser, etwas Rum, Kaffee oder einen Teeaufguß schmackhaft gemacht.

[Manche Kanarienvögelchen] haben die Untugend, daß ihnen, nachdem sie schon ein bis zwei Eier gelegt haben, ihr Nest nicht recht gebaut erscheint, weshalb sie weitere Nestbaustoffe eintragen und damit die bereits gelegten Eier bedecken. Der Züchter muß in diesem Falle die Eier mittelst eines kleinen Hornlöschchens aus dem Nest nehmen und sie erst dann, wenn der Vogel den Bau des Nestes vollendet hat, wieder in dasselbe bringen.

[Sardellen-Rostbraten.] Sechs Personen. Eine Stunde. Die Rostbratenscheiben werden gut geklopft, dann mit fein geschnittenen, entgräteten Sardellen, gehackter grüner Petersilie, Salz und Pfeffer bestreut und jedes Stück zusammengelegt, sodas die Sardellen nebst Petersilie die Füllung bilden. Diese zusammengelegten Scheiben klopft man mit dem Messerrücken, taucht sie in Mehl und brät sie in einer Pfanne in steigender Butter auf beiden Seiten schnell gar. Wenn die Scheiben herausgenommen sind, wird die Bratbutter mit Wasser oder leichter Brühe aufgetocht, mit 5-6 Tropfen Maggis Würze im Geschmack geträgt und über die Fleischscheiben gegossen.

[Italienische Schnitzel.] Recht gut abgelegene, fleischige Lammfoteletten löst man aus der Haut und von den Knochen, klopft sie leicht, bestreut sie mit Pfeffer und Salz, legt sie in eine mit Butter dick ausgeföhrte Pfanne und brät sie erst auf der einen, dann auf der andern Seite zwei Minuten. Darauf gießt man die Butter ab, gießt dafür einige Löffel kräftige Bouillon über die Schnitzel, bestreut sie dann schnell, nachdem sie noch einmal in der Bouillon aufgetocht sind, mit in Butter zuvor leichtgerösteter Semmelkrume, richtet sie französisch, mit der bestreuten Seite oben, um feine Gemüse an und reicht daneben eine Schüssel gerösteter kleiner Kartoffeln.

[Holländische Fischsauce.] Man rührt einen Kochlöffel voll Mehl mit kaltem Wasser glatt, gibt drei Eigelb hinein, ebenso 50 Gramm Butter nebst etwas Salz, einigen weißen Pfefferkörnern, ein wenig Muskatnuß und drei Eßlöffel saurem Rahm. Nun wird alles mit dem Fischsud auf dem Feuer abgerührt, jedoch ohne daß es kocht. Die Sauce soll vor dem Anrichten mit Zitronensaft gesäuert werden und mit den Fischen sofort zu Tisch gegeben werden.

[Marmor zu reinigen.] 1. Man reibt die Platten ab mit einer Mischung aus fünf Teilen Kochsalz und 25 Teilen Pflanzstein, wozu man mit Wasser und Seife abgewaschen wird. 2. Zwei Teile Natriumcarbonat und ein Teil Chloralkali werden mit einer entsprechenden Menge Wasser zu einem dicken Brei angerieben, mit welchem die Platte poliert wird. Schließlich wird mit Wasser nachgewaschen und rasch getrocknet. 3. Fettflecke werden mit einem Teig aus gewöhnlichem weißen Ton und Benzol belegt und später die Mischung durch Abpolieren entfernt. Hat man es unterlassen, den Fettfleck sofort zu entfernen, so entfernt mit der Zeit durch die Fettsäure eine ziemlich tiefe Vertiefung der Platte, die nur durch Abpolieren beseitigt werden können.

[Farbige Leinwand schürzen] wäscht man, ohne sie einzuweichen, in kaltem, weichem Wasser, in dem grüne Seife zu Schaum geschlagen wurde; die Seife selbst darf nicht auf den Stoff gebracht werden. Danach spült man die Schürzen tüchtig und hängt sie auf dem Boden oder im Garten an schattiger Stelle, niemals aber in der Sonne auf. Sind die Farben ganz echt, so kann man die Schürzen auch einige Stunden in schwache Seifenlösung einweichen, mäsig heiß mit weißer Seife waschen und sofort in kaltes Wasser werfen, aus welchem sie auszerungen, nochmals gespült und aufgehängt werden.

[Silberne Geräte] können der Gesundheit nachteilig werden, wenn saure und ammoniakalische Speisen oder Getränke in ihnen längere Zeit aufbewahrt werden.

[Fettige Gefäße] aller Art reinigt man am besten mit heißen Sägespänen.



### Scharade.

Die erste ist ein schlimmer Gast,  
Sie rüttelt, zerrt, sie wütet, rast;  
Will man ein frohes Fest bereiten,  
Dann sieht man sicher auch die zweiten;  
Vom Ganzen kannst den Weg du finden,  
Durch den die erste will verschwinden.  
F. Ungenberger.  
u h o l q u i s s : s u n g l a n g

### Aus voriger Nummer.

Auflösung des Treppenrätsels:  
S E D A N  
E M S R  
D I R  
N  
Auflösung der Kreuzscharade:  
Sie | der  
F. Ungenberger.  
Sa | be



Eine japanische Küdenssee.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.